

## Winckelmann - Pierre Bayle: „das Neuere mit dem Alten verbinden“

Markus Käfer

„joindre le moderne avec l'ancien“<sup>1</sup>

Als Winckelmann sich 1748 mit 30 Jahren beim Grafen Heinrich von Bünau, der auf seinem Rittergut in Nöthnitz bei Dresden eine Universalbibliothek<sup>2</sup> eingerichtet hatte, um die Bibliothekarsstelle bewarb, befand er sich in einer Lebenskrise. Seinem Jugendfreund Konrad Friedrich Uden gegenüber gesteht er, er habe sich „in halber desperation“ an Bünau gewandt.<sup>3</sup> Das quasi abgebrochene Studium der Theologie in Halle, die nicht erfüllten Erwartungen der Eltern bzw. des kranken Vaters, der in seiner Not so sehr auf einen festangestellten Theologen bzw. Pfarrer gehofft hatte, das kaum begonnene Medizinstudium, das er so gerne absolviert hätte, die durch den beginnenden Schlesischen Krieg verhinderte Reise nach Paris, die finanziellen Schwierigkeiten, die diversen Hauslehrertätigkeiten und zuletzt die als „Knechtschaft“ empfundene Konrektoratsstelle in Seehausen ließen in ihm diese Gefühle der Verzweiflung aufkommen, da sein Lebensentwurf durch all die äußeren Zwänge zum Scheitern verurteilt schien.

In seinem Bewerbungsschreiben an den Grafen Bünau, das er in der Sprache der Diplomatie, auf Französisch, und in seinem nachgereichten Lebenslauf, den er in der Sprache der Gelehrten lateinisch abfaßte, versuchte er Konstanten in seiner geistigen Entwicklung zu beschreiben, die ihn für die Bibliothekarsstelle beim Staatsmann und Historiker als geeignet erscheinen ließen.<sup>4</sup> Die Stelle als Bibliothekar lag zumindest zu einem Teil auch in der Logik seiner Biographie, und Bünau gegenüber bedankt er sich, bei diesem höchst würdigen Werk, der Fortsetzung der

<sup>1</sup> (Pierre Bayle:) Herrn Peter Baylens [...] Historisches und Kritisches Wörterbuch, nach der neuesten Auflage von 1740 ins Deutsche übersetzt; auch mit einer Vorrede und verschiedenen Anmerkungen sonderlich bey anstößigen Stellen versehen; von Johann Christoph Gottsched. 4 Teile. Leipzig 1741-1744, Bd. 3, Perikles, S. 685; P. B.: Dictionaire [sic] historique et critique. Cinquième édition. Revue, corrigée et augmentée avec la vie de l'auteur par Mr. Des Maizeaux. Amsterdam 1740. 4 Bde., Bd. 3, S. 671; die Erstausgabe war 1697 erschienen.

<sup>2</sup> Vgl. Helmut Deckert: Bünaus Bibliothek - einst und jetzt. In: Beiträge der Winckelmann-Gesellschaft 4. Stendal 1976, S. 30-39; Gerald Heres: Winckelmann in Sachsen: ein Beitrag zur Kulturgeschichte Dresdens und zur Biographie Winckelmanns. Berlin, Leipzig 1991, S. 30 ff.

<sup>3</sup> Winckelmann: Briefe. Hrsg. von Hans Diepolder und Walther Rehm. 4 Bde. Berlin 1952-1957, Bd. 1, Nr. 94, an Uden, 29.3.1753, S. 133.

<sup>4</sup> Bünau hatte ihn um zusätzliche Auskunft gebeten über sein Alter, seine Studien und eventuell über seine Arbeit oder sein Arbeiten in Bibliotheken; Winckelmann sollte Bünau helfen, Exzerpte anzufertigen und ihm die nötigen Bücher heranzuschaffen, ihm also zuarbeiten für die Fortsetzung seiner Reichsgeschichte: „pour m'aider a faire des extraits et ramasser les pieces necessaires pour la Continuation de mon Histoire de l'Empire“, wie Anm. 3, Bd. 4, Nr. 32, von Graf Bünau, 1.7.1748, S. 67-68.

„Reichshistorie“, mitarbeiten zu dürfen, mit dem Unterton, wie sehr ihm diese Arbeit „angemessen“ sei („operi adeo dignissimo“).<sup>5</sup>

Bücher waren sein Lebenselement<sup>6</sup>, und wieviel Wege ging er, um an Bücher zu kommen. Es war eine oder die Zeit in Deutschland (bis 1750), die als „Periode der Büchergelehrsamkeit“ bezeichnet werden kann. An den Universitäten, so auch in Halle, gab es eine Professur „Historia litteraria“, die das Wissen aus den Büchern universalistisch und kursorisch vermitteln sollte; die referierende, kommentierende und urteilende Bibliographie war Lehrfach geworden.<sup>7</sup> Ganz in diesem Sinne bezeichnet Friedrich Eberhard Boysen seinen Kommilitonen Winckelmann als „Literator“, als Literaturkundigen, der damals „noch kein Blatt [hat] drucken lassen“<sup>8</sup>, ein anderer Kommilitone berichtet, Winckelmann habe „kein Collegium ganz“ ausgehalten, „außer Alexand. Gottl. Baumgartens Publicum, worin er die Encyclopädie vortrug; und dieses wegen der Bücherkenntniß, die dabey vorkam“. Er weiß sogar, daß Winckelmann für seine Reise nach Paris den „Rysselschen Catalogus“ eingesteckt habe<sup>9</sup>, in dem an Hand der Privatbibliothek des Thomasius-Schülers Ryssel bibliographisch und bei Hauptwerken mit kritischen Anmerkungen „die unauflösliche Verkettung des gesamten Wissens“, der „nexus omnis eruditionis“ nachgewiesen werden sollte.<sup>10</sup> Solche Bücherkenntnis beweisend, legt Winckelmann Bünau eine Kurzbibliographie in Polyhistorie vor. Auch hat er die bedeutsamen Bibliotheken frequentiert: Er habe die „Königliche Bibliothek zu Berlin und die jenensische Bibliothek [...und] die Dresdener“ besucht, und während seines Studiums in Halle habe er ein Semester lang die Bibliothek des Juristen und Staatswissenschaftlers Johann Peter von Ludewig betreut.<sup>11</sup>

Mit der Bitte an Bünau, ihn doch der Dunkelheit („tiré de l'obscurité“) zu entreißen, verbindet er die Hoffnung, eines Tages für die Öffentlichkeit nützlicher zu werden, als es es zur Zeit sei, d. h., daß sein Wissen endlich zum Leuchten kommen möge. Er hatte sich sehr wohl überlegt, ob er eine akademische Laufbahn einschlagen sollte, aber in dieser Zeiterscheinung „Metaphysik“ („dans un Siècle Métaphysique“) wollte er sein Glück nicht aufs Spiel setzen. Er wolle sich ganz den Studien

<sup>5</sup> Der Lebenslauf wird nach der Übersetzung von Heinrich Segelken: Winckelmann 1717-1768. Ein Lebensbericht zum 200. Gedenktage seiner Geburt. Stendal 1917, S. 26-28 zitiert; die lateinische Originalversion vgl. wie Anm. 3, Bd. 1, Nr. 53, 10.7.1748, S. 79-81.

<sup>6</sup> Schon als Schüler hatte er „die Aufsicht über die in einen Schrank verschlossene kleine Schulbibliothek“ inne, wie Anm. 3, Bd. 4, Nr. 104, Uden, S. 167.

<sup>7</sup> Paul Raabe: Gelehrtenbibliotheken im Zeitalter der Aufklärung. Paderborn 1987 (= Paderborner Universitätsreden), S. 7. „Für manchen war, wie für Jacob Friedrich Reimann [Versuche einer Einleitung in die historiam literariam, Halle 1709], der unersättliche Bücherhunger geradezu eine ‚Gemütskrankheit‘.“ Ebd., S. 14.

<sup>8</sup> Wie Anm. 3, Bd. 4, Nr. 108, Boysen, S. 178.

<sup>9</sup> Wie Anm. 3, Bd. 4, Nr. 106, Genzmer, S.173-175; Winckelmann besuchte bei Baumgarten das Kolleg „Logik und Geschichte der Philosophie bei Walch“, vgl. ebd. S. 565.

<sup>10</sup> Carl Justi: Winckelmann und seine Zeitgenossen. 2 Bde. Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1943. Hildesheim, Zürich, New York 1983, Bd. 1, S. 124.

<sup>11</sup> Wie Anm. 5.



widmen („je suis un homme qui ne desire qu'à se consacrer aux études“) und sich „niemals“ durch die günstigen Bedingungen eines Dienstes in der Kirche „blenden“, d. h. verführen lassen („ne me laissant jamais éblouir par des conditions favorables dans l'Eglise“).<sup>12</sup> Winckelmann hebt in seinem Lebenslauf zwei geistige Orientierungslinien hervor, die seine Studien bestimmt haben: „Jederzeit habe ich mich gern mit dem Altertum und den freien Künsten beschäftigt.“ Zu den „freien Künsten“ zählt er in seinem persönlichen Bildungsweg die Medizin, die höhere Geometrie, die neueren Sprachen Englisch und Französisch, die Polyhistorie und die „Grundlagen der Philosophie“. „Frei“ besitzt für ihn noch den ursprünglichen Sinn, da er sich um seinen Lebensunterhalt sehr bemühen mußte und deshalb bei seinen „Privatstudien kaum Atem“ schöpfen konnte. Sein Theologiestudium in Halle erwähnt er gar nicht direkt, so selbstverständlich ist es, daß er in Halle Theologie studiert hat, aber er zeigt damit auch an, daß die Theologie ihn in seinem Denken nicht bestimmt. Er fühlte sich aus vorwiegend finanziellen Gründen zum Theologiestudium gezwungen - zum Medizinstudium war ihm „der Weg verschlossen“ -, auch strebte er „nach dem Verkehr mit gelehrten Leuten“, die er offensichtlich nicht unter den Theologen gefunden hatte, und ein Leben als Pfarrer in der Diaspora und unter „ungebildeten Bauern“ konnte er sich nun wahrlich nicht vorstellen.

Neben dem Nachweis seiner geschichtlichen Kenntnisse insistiert Winckelmann darauf, daß die „Beschäftigung mit den griechischen Wissenschaften“ seinem originären wissenschaftlichen Interesse entspricht, und sein Stolz auf die keineswegs veröffentlichte philologische Bearbeitung des Sophokles läßt sich nur mit seinen universitären Erfahrungen, d. h. mit seiner Desillusion erklären: „Aber in der Frideciana fand ich wenig Unterstützung, und doch war mir Griechisch teurer als Geld.“<sup>13</sup> Winckelmann war in Halle mit seinen bildungshungrigen Erwartungen in eine universitäre Talsohle geraten. Ein Historiker der Geschichte der Universität in Halle schreibt über diese Zeit: „Die Schöpfungen des griechischen Geistes blieben [an der Philosophischen Fakultät] bis auf wenige seltsame ausgewählte Nebenwerke ohne Beachtung: man widmete der griechischen Sprache kaum mehr Arbeit, als zum Verständnis des Neuen Testaments und der Kirchenväter nötig war.“<sup>14</sup>

<sup>12</sup> Wie Anm. 3, Bd. 1, Nr. 51, an Bünau, 16.6.1748, S. 77-78.

<sup>13</sup> Wie Anm. 5, S. 27.

<sup>14</sup> Wilhelm Schrader: Geschichte der Universität zu Halle. 2 Bde. Berlin 1894, S. 315; entsprechend der Inhaltsangabe umfaßt diese Zeitspanne die Jahre 1730-1768. Vgl. auch Günther Mühlpfordt: Halle-Leipziger Aufklärung, Führungskraft der Deutschen Aufklärung, Paradigma in Europa (Zur ersten und zweiten Blüte der Universität Halle). In: Aufklärung und Erneuerung. Beiträge zur Geschichte der Universität Halle im ersten Jahrhundert ihres Bestehens (1694-1806). Hrsg. von Günter Jerouschek und Arno Sames u. a. Hanau und Halle 1994, S. 46-55. Lichtblick war Winckelmann sicher das Kolleg beim wohl letzten Universalgelehrten seiner Zeit, Johann Heinrich Schulze, der die Lehrstühle für Altertumskunde, Rhetorik und Medizin innehatte. Schulze lud 1738 zum ersten Mal, also mit Winckelmanns Immatrikulation in Halle, „zu einem Collegio privato über die Müntzwissenschaft und die daraus zu erläuternde griechische und römische Altherthümer“ ein. „Die Tatsache, daß hier erstmalig echte antike Münzen den Studenten vorgeführt wurden, galt den Zeitgenossen als ein

Winckelmann ist der Beleg für diese Beobachtung; er verheimlichte wohl nie, daß er es nicht ernst mit seinem Theologiestudium nahm bzw. genommen hatte: „Als ein Pseudotheologus sollte ich die Patres lesen, sie sind aber nicht nach meinem Geschmack, wenige schreiben recht gut Griechisch.“<sup>15</sup>

Als Winckelmann (1738) in Halle sein Theologiestudium begann, bekam er die Nachwehen des erneut entfachten Streites wegen der Verbannung des Philosophen Christian Wolff (im Jahre 1723) zu spüren. Als er die Universität 1740 verließ, wurde Wolff wieder feierlich eingeführt. Er hörte Vorlesungen bei eben dem Theologieprofessor, bei Joachim Lange, der sich diese Vertreibung im Namen der gesamten Theologischen Fakultät als Verdienst anrechnete. Auch ganz in Ludwigs Sinne hatte der Landesherr Friedrich Wilhelm I. in einer Kabinettsorder 1736 der Theologischen Fakultät zu Halle befohlen, „so gnädigst als ernstlich, darauf mit allem Eifer unermüdet zu arbeiten, daß die Jugend mehr zum studio theologico und zwar [zur] wahren Erkenntnis der heiligen Schrift angeführet werde, als zu unnützen philosophischen Sachen“.<sup>16</sup> Lange versuchte erneut, Christian Wolff nachzuweisen, welche seiner philosophischen Lehrsätze „der natürlichen und geoffenbahrten Religion nachtheilig sind, ja sie gar aufheben, und gerades Weges, obwohl bey vieler gesuchter Verdeckung, zur Atheisterey verleiten“.<sup>17</sup> Im selben Jahr erschien ein königlicher Erlaß, in dem „den Lehrern und Predigern unter Strafandrohung verboten“ wurde, „andere laut, das heißt von der Kanzel und [dem] Lehrstuhl [herab] der Irrlehren zu beschuldigen“.<sup>18</sup> In dieser Atmosphäre konnte und wollte sich Winckelmann nicht zurechtfinden: „Welche Qual („Quanta vero crux“) war es, mit derartig großen Geistern zusammenzustoßen, um nichts schlimmeres zu sagen!“ Was er am Zustand der Bibliothek des Universitätskanzlers Johann Peter von Ludewig<sup>19</sup> kritisiert, er habe in diesem „Wirrwarr“ („in hac farragine“) fast ein Semester

bemerkenswertes Faktum.“ S. Hans-Dieter Zimmermann: Die Numismatik an der Universität Halle im 18. Jahrhundert. In: Numismatische Literatur 1500-1864: die Entwicklung der Methoden einer Wissenschaft. Hrsg. von Peter Berghaus. Wiesbaden 1995 (= Wolfenbütteler Forschungen, Bd. 64), S. 155-169, S. 159 f.

<sup>15</sup> Wie Anm. 3, Bd. 1, Nr. 80, an Uden, 9.11.51, S. 109.

<sup>16</sup> Carl Günther Ludovici: Sammlung und Auszüge der sämtlichen Streitschriften wegen der Wolffischen Philosophie, zur Erläuterung der bestrittenen Leibnizischen und Wolffischen Lehrsätze. 2 Theile. Leipzig 1737-1738 (= Christian Wolff: Gesammelte Werke und Materialien. Hrsg. von Jean Ecole u. a. Bd. 2. Hildesheim, New York 1976), Bd. 1, S. 1-2.

<sup>17</sup> Wie Anm. 16, S. 14.

<sup>18</sup> Wie Anm. 14, Wilhelm Schrader, Bd. 1, S. 367.

<sup>19</sup> Vgl. zum Historiker von Ludewig: Hinrich C. Seeba: Winckelmann: Zwischen Reichshistorik und Kunstgeschichte. Zur Geschichte eines Paradigmawechsels in der Geschichtsschreibung. In: Aufklärung und Geschichte. Studien zur deutschen Geschichtswissenschaft im 18. Jahrhundert. Hrsg. von Hans Erich Bödeker u. a. Göttingen 1986 (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 81), S. 305 f., vielleicht mit der Einschränkung, daß Winckelmann „die auch institutionell anerkannte Politisierung der sich von der theologischen Umklammerung befreienden Geschichte“ wohl eher als eine neue Abhängigkeit durchschaut hat, zumal von Ludewig „die preußischen Territorialansprüche auf Schlesien“ historisch rechtfertigte, er damit seine Unparteilichkeit opferte und wahrlich fürstlich von



verbracht, läßt sich auf seine zwei Universitätsjahre ausweiten, da er seinen Abgang von der Universität wie eine Selbstbefreiung empfindet: „Endlich entriß ich mich diesen Unklarheiten und den häuslichen [wohl finanziellen] Widerwärtigkeiten.“<sup>20</sup> Winckelmann konnte sich in einer solch starren Ordnung und zugleich in einem solchen Wirrwarr seinen Wissensdurst allenfalls als Autodidakt stillen: „Fast in allem bin ich mein eigener Führer gewesen.“<sup>21</sup>

Der Verdrängungskampf der theologischen Dogmatiker sollte das erkenntnistheoretische Monopol der Theologie schützen; zumindest im universitären Bereich sollte die Hierarchie der Verstehens- und Auslegungskompetenz gerettet werden, wo doch mit der Jurisprudenz institutionell „eine Enttheologisierung, eine Mundanisierung der Wissenschaften“ seit der Gründung der Universität auch in Halle schon längst begonnen hatte. In der Praxis, im vernünftigen Umgang miteinander, schien die Jurisprudenz für die öffentliche Wohlfahrt, den allgemeinen Nutzen „dauerhafte und konfliktlösende Anweisungen zu geben“ - im Gegensatz zur orthodoxen Theologie.<sup>22</sup> Die Freiheit der Lehre verschiedener Meinungen mußte in Halle wieder erkämpft werden. Und dies an einer Universität, deren Gründungsvater Christian Thomasius das Auswählen-Können als Voraussetzung des Philosophierens selbst ansah: „Ich nenne aber eine Eclectische Philosophie eine solche / welche da erfordert / daß man von dem Munde eines eintzigen Philosophi nicht dependieren / oder denen Worten eines eintzigen Lehr=Meisters sich mit einem Eyde verpflichten soll / sondern aus dem Munde und Schriffit allerley Lehrer / alles und jedes was wahr und gut ist / in die Schatz-Kammer seines Verstandes sammeln müsse / und nicht so wohl auf die Autorität des Lehrers Reflexion mache / sondern ob dieser und jener Lehr=Punct wohl gegründet sey / selbst untersuche / auch von dem Seinigen etwas hinzu thue und allso vielmehr mit seinen eigenen Augen als mit andern sehe.“<sup>23</sup>

Zwei Jahre nach seinem Studium ist Winckelmann Hauslehrer in der Nähe von Magdeburg und macht bei seiner für einen Autodidakten so notwendigen und anhaltenden Suche nach Bibliotheken die Bekanntschaft mit dem pensionierten dänischen Gesandtschaftssekretär Ludwig von Hanse, der ihm seine Bibliothek

Friedrich dem Großen dafür belohnt wurde: Er wurde Kanzler des Herzogtums Magdeburg. Im selben Band charakterisiert Notker Hammerstein: Reichs-Historie, S. 82-104, „Ludewig als überzeuge[n] ‚Fürstenerianer‘ oder besser ‚Territorialist[en]‘ - vor seiner Eigenschaft als ‚Reichspatriot‘“, S. 87.

<sup>20</sup> Wie Anm. 5, S. 27; sogar nach fast dreißig Jahren gerät Winckelmann bei der Erwähnung der Hallenser Universität in Affekt, als wirke das Gefühl vertaner Zeit und Chancen immer noch nach: „Möchten doch diese unerfahrenen Stümpfer die Logic und Metaphysic reiten, oder sonst etwas thun.“ Wie Anm. 3, Bd. 3, Nr. 838, an Mechel, 8.4.1767, S. 248.

<sup>21</sup> Wie Anm. 3, Bd. 1, Nr. 88, an Berendis, [6.1.1753], S. 119.

<sup>22</sup> Notker Hammerstein: Halles Ort in der deutschen Universitätslandschaft der Frühen Neuzeit, wie Anm. 12, Aufklärung und Erneuerung, S. 18-45, S. 26.

<sup>23</sup> Christian Thomasius: Einleitung zur Hof-Philosophie. Nachdruck der Ausgabe [2. Aufl.] Berlin u. Leipzig 1712, Cap. I, § 90, S. 50 (= Chr. Th. Ausgewählte Werke. Bd. 2. Hrsg. von Werner Schneider. Hildesheim, Zürich, New York 1994).

öffnet und ihm damit „schöne umfangreiche Geschichtswerke in französischer Sprache“ anbietet. Was er von seinem Studium in Halle nicht vermelden kann, das verdankt er fern der Universität diesem Mann, der ihm mit dem Zugang zu den Büchern einen neuen, ihn belebenden Wissenschaftselan ermöglichte: „Dadurch hat er mein Studium außerordentlich gefördert.“ Mit den französischen Büchern erschloß sich ihm das Wissensgebiet, das zu diesem Zeitpunkt seiner Denkrichtung Basis verlieh: „Dort in Hadmersleben widmete ich mich der Geschichte, unter Hintansetzung aller übrigen Wissenschaften.“

Als Qualifikation im engeren Sinne für die Bibliothekarsstelle führt Winkelmann seine Kenntnisse an, die vom Feudalrecht, vom öffentlichen Recht, über die französische und englische Ländergeschichte zur Analyse von Genealogien, zu Hugo Grotius' Kriegs- und Friedensrecht und Leibnizens Völkerrecht und Staatskunde reichen. Auch habe er das (immer noch erscheinende) Zedlersche Universallexikon „durchgeblättert“: „Ich habe das, was Gutes darin war, herausgelesen, wie Gold aus dem Schmutz.“ Mit dieser Ironie hebt er um so mehr ein Werk hervor, das sein Studium so sehr beförderte: „Das Lexikon von Bayle las ich zweimal durch und schrieb einen dicken Band kleiner Abschnitte daraus ab.“<sup>24</sup> 1755 wird er sogar noch ein Exzerpt der Exzerpte anfertigen und auch Bayles Briefsammlung konsultieren, so daß als Ergebnis seiner „enthusiastischen Lektüre“<sup>25</sup> gut 700 Manuskriptseiten mit Bayle beschrieben sind, eine wahrlich treue, getreue Nachfolge des Vordenkers der Aufklärung. Winkelmann entdeckt Bayle ganz unmittelbar, in der sehr exakten und sprachfinderischen Übersetzung Gottscheds (bzw. seines Übersetzerstabs)<sup>26</sup>. Für den ehemaligen Theologiestudenten öffnet sich der wissenschaftliche Horizont, vollzieht sich die Beschäftigung mit Geschichte in einem „campus“, einem freien Feld („in campum me historicum“<sup>27</sup>).

Wie sehr Bayle das „Ehrenwort“ Polyhistor verdiene, will Gottsched mit der Übersetzung des „Dictionaire“ beweisen. Gegen die Stoffhuberei, gegen das oberflächliche, zufällige Zitatewissen, gegen die rein bibliographische Akribie definiert Gottsched den Polyhistor mit dem „Begriff einiger Gründlichkeit und Einsicht“. Bayle steht gegen „eine seichte Kenntniß von dem äußerlichen Wesen der Gelehrsamkeit“ derer, die sich Polyhistor nennen, er ist das Exempel für „eine tiefere Einsicht in die Wahrheit“, an ihm zeigen sich „die vornehmsten Eigenschaften“ eines Polyhistor.

In fünf Punkten charakterisiert Gottsched Inhalt und Qualität des „Wörterbuchs“. An erster Stelle rühmt er Bayles „Belesenheit in den alten griechischen und römischen Scribenten“. „Poeten und Geschichtsschreiber, Sprachlehrer, Redner, Kunst-

<sup>24</sup> Wie Anm. 5.

<sup>25</sup> Gerhard Sauder: Bayle-Rezeption in der deutschen Aufklärung. (Mit einem Anhang: In Deutschland verlegte französische Ausgaben und deutsche Übersetzungen Baylescher Werke.) In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Sonderheft „18. Jahrhundert“, Stuttgart 1975, S. 83-104, S. 99.

<sup>26</sup> Vgl. hierzu Erich Lichtenstein: Gottscheds Ausgabe von Bayles Dictionaire. Heidelberg 1915, Kapitel „Übersetzung“, S. 30-41, und Kapitel „Sprache“, S. 130-139.

<sup>27</sup> Wie Anm. 5, Briefe, Bd. 1, S. 80.



richter und Weltweise, kurz alles, was uns das gelehrte Alterthum hinterlassen“ hat, habe Bayle in „Saft und Blut“ verwandelt. Solcherart vorbereitet, habe Bayle „auch seinen Verstand durch die philosophischen Lehren zu schärfen gesucht“ und sei schließlich „zu einem Kenner und scharfen Richter philosophischer Wahrheiten“ geworden. Darin enthalten war „auch eine weitläufige Erkenntniß in der politischen und gelehrten Historie aller Zeiten und Völker“. Er habe „überall die Quellen zu Rathe gezogen, um die Schriftsteller aller Zeiten und Parteyen mit einander zu vergleichen“. Ein geradezu subversives Lob spendet Gottsched, indem er Bayle die „Beurtheilungskraft eines Weltweisen“ bescheinigt, „der die geheimen Treibfedern des menschlichen Herzens kannte“. Auf Grund seiner Kenntnisse in Kirchenhistorie hatte er „auch die Ausleger der Schrift, und die hermenevtischen [!] Mishelligkeiten der Glaubenslehrer in seiner Gewalt“. Und zuletzt preist Gottsched noch Bayles „ziemlich ausführliche Kenntniß der Rechtsgelehrsamkeit, Arzneykunst und Mathematik“.<sup>28</sup>

Dieses umfassende Lob des Philologen, Philosophen und Historikers Bayle nimmt Gottsched auch unter den heftigen, sogar gehässigen Attacken nicht zurück, denen er als Herausgeber und damit als Propagandist des Bayleschen Gedankengutes ausgesetzt ist. Allerdings akzeptiert er den Vorwurf, er verbreite „Gift“, indem er sich damit verteidigt, er verabreiche dem Leser doch in seinen Kommentaren das so nötige „Gegengift“.<sup>29</sup> Für Winckelmann bewirkt Bayle eher die Gesundung von seiner Hallenser Zeit, denn hier erfüllt sich sein Wunsch, aus einem ausgebreiteten Wissensangebot und Textmaterial das auszusuchen, was seinen Denkbambitionen dienlich sein kann. In diesem Sinne hatte Bayle sein „Dictionaire“ auch konzipiert: „Ich habe in Betrachtung gezogen, daß ein Werk, wie dieses, vielen Leuten statt eines Büchervorraths dienen kann“<sup>30</sup>, was Gottsched nur bestätigen kann, da er diese Funktion des „Wörterbuchs“ noch mit seinen Kommentaren anreichert: „Zu dem soll dieses Wörterbuch [...] die Stelle einer kleinen Bibliothek vertreten.“<sup>31</sup> Das Motto im Titelkupfer der Gottschedschen Ausgabe formulierte Winckelmanns eigenes, an der Autonomie sich orientierendes Lebensprinzip: Er sorgte für sich selbst, er verschaffte sich selbst die Nahrung: „Ipse alimenta sibi.“

Bayle, um ein der Gottschedschen Gewichtung entsprechendes Beispiel aus dem antiken Bereich zu nehmen, zitiert in seinem Artikel über den Philosophen Xenokrates Diogenes Laertius, Claudius Aelianus, Cicero, Aristoteles, Lukian, Plutarch u. a.; er ergänzt die Quellen gegenseitig, schließt Lücken, vergleicht sie auf Widersprüche, korrigiert sie mit seiner Vernunft, sucht nach einem „glaubwürdigern Beweis“ („preuve plus authentique“), versucht zu begründen, was „wahrscheinlicher“ („plus probable“) ist, raisonniert, was in Übernahmen warum weggelassen wurde, beurteilt die Aufrichtigkeit von Skribenten, vermittelt, was eine „sehr schöne Beschreibung“ in Latein („la description Latine est assez belle“) ist, erläutert, warum eine Übersetzung gut ist, obwohl sie „der Urschrift nicht nach dem Buchstaben

<sup>28</sup> Wie Anm. 1, Bd. 1, Vorrede des Herausgebers, [S. 2-3].

<sup>29</sup> Wie Anm. 1, Bd. 2, Vorrede des Herausgebers [S. 3].

<sup>30</sup> Wie Anm. 1, Bd. 1, S. V.

<sup>31</sup> Wie Anm. 1, Bd. 1, [S. 6].

folget“ („*quoi qu'elle ne suive pas à la lettre de l'Original*“), stellt bedächtige Überlegungen zur Semantik des Begriffes „*arithmós*“ an, belegt, was es heißt, „den Sinn des griechischen Urhebers verdrehen“ („*c'est pervertir la pensée de l'Auteur Grec*“), er will sich an der Sache orientieren, feuert sich und den Leser an: „Wir wollen zum Grunde der Sache kommen“ („*venons au fond de l'affaire*“), zeigt, daß man ohne die biblische Offenbarung, nämlich „mit dem natürlichen Lichte“ („*aux Lumières naturelles*“) erkenne, was „ungereimt“ („*absurde*“) an Xenokrates' Gottesvorstellung sei, überträgt geschichtliche Situationen auf seine Zeit, stellt moralische Betrachtungen an, flicht „Grundsätze einer guten Sittenlehre“ („*Maxime[s] d'une excellente Morale*“) ein und verweist nach einem Plutarch-Zitat auf ähnliche Charakterisierungen bei Molière.<sup>32</sup>

Christian Thomasius untersuchte im Neujahrsschreiben 1692 an Friedrich III., den Kurfürsten von Brandenburg, dem er seinen Ruf nach Halle verdankt, „woher es gekommen, daß da die Künste und Wissenschaften in Holland, Engelland und Frankreich in diesem letzten Jahrhundert zu so einer hohen Vollkommenheit gediehen und sich ausgebreitet, es dennoch in Teutschland damit so merklich nicht fortgewollt“. Er liefert eine privates Gutachten ab, um dem Herrscher des aufstrebenden Preußens in der Wissenschaftspolitik bei der anvisierten Universitätsgründung politische und moralische Entscheidungshilfen zu geben; da auch ein neues Wissenschaftsverständnis entstehen soll, offeriert er „die neue Erfindung einer wohlgegründeten und für das gemeine Wesen höchstnötigen Wissenschaft“, die eher vom Wissenschaftsethos handelt und der diesem Ethos inhärenten Autonomie, als davon, „das Verborgene des Herzens anderer Menschen auch wider ihren Willen aus der täglichen Konversation zu erkennen“.

Die Begründung, vor allem im Hinblick auf Frankreich, der Vorsprung in den Künsten und Wissenschaften sei „der Freigebigkeit hoher Potentaten und großer Staatsminister“ oder „dem Genio der Nationen zuzuschreiben“, weist er als unzulänglich zurück. „Die Weisheit ist nicht interessiert“, „sie ist an sich selbst so schön, daß sie viel höher zu schätzen ist als alle fürstliche und königliche Munifizienz“, sie ist keine „Tochter der Freigebigkeit der Menschen“; gibt die Weisheit ihre wirtschaftliche Ungebundenheit, ihre Interesselosigkeit auf, wird gar „Bettelei von nöten“, entsteht nur eine „Schein-Weisheit“, die „die verborgene Wahrheit, wie sie an sich selbst ist“ nicht finden wird.<sup>33</sup> Mit berechtigter Hoffnung und moralischer Standfestigkeit erläutert er seinem Fürsten, der religiös Verfolgte in sein Land aufgenommen hatte, in einem optimistischen Entwurf, als wollte er die geistige Gründungsurkunde für die neue Universität formulieren, die notwendige Voraussetzung für eine prosperierende und dem Gemeinwesen nützliche Gelehrtenwelt: „Es ist die ungebundene Freiheit, ja die Freiheit ist es, die allem Geiste das rechte Leben giebet, und ohne welche der menschliche Verstand, er möge sonst noch so viel Vorteil haben, als er wolle, gleichsam tot und entseelt zu sein scheint.“

<sup>32</sup> Wie Anm. 1, Bd. 4, S. 519-523, frz. Ausgabe: Xenocrate, S. 511-515.

<sup>33</sup> Aus der Frühzeit der deutschen Aufklärung. Christian Thomasius und Christian Weise. Hrsg. von Fritz Brüggemann. 2. Aufl. Leipzig 1938; Chr. Th.: Erfindung der Wissenschaft anderer Menschen Gemüt zu erkennen, S. 61-79, S. 62-64.



Die Erkenntnisfähigkeit von Wahrheit ist ursächlich an die moralische und intellektuelle Ungebundenheit des Erkennenden, an die Freiheit - „die ihm von Gott verliehene Freiheit“ - des Denkens gebunden. Thomasius inthronisiert den Gelehrten neben dem Potentaten und von diesem unabhängig, befreit ihn ganz von allen Ansprüchen seines Herrschers, die dieser bisher an ihn gestellt hatte: „der Verstand erkennt keinen Oberherrn als Gott“, und dem Wissenschaftler ist „das Joch, das man ihm aufbürdet, wenn man ihm eine menschliche Autorität als eine Richtschnur vorschreibt, unerträglich“; Thomasius revidiert radikal das absolutistische Herrschaftsverständnis, indem er den Wissenschaftler nur Gott gegenüber verantwortlich dem Fürsten gleichberechtigt als neuen Herrscher zugesellt. Natürlich kennt er die realen Machtverhältnisse, so daß er nur davor warnen kann, „mit dem Verstande Monopolia“ anstellen zu wollen bzw. für das Denken „ein absonderlich Privilegium“ erbetteln zu lassen; und wo „gar mit Schwert und Feuer“ die Wissenschaft verfolgt wird, „da kann gewiß Wahrheit und folglich auch Tugend, als die keine andere Mutter als die wahre Weisheit hat, ihre Zweige nicht weit ausbreiten“.<sup>34</sup> Die Wahrheitsfrage in der Historie und die für das reale politische Zusammenleben und ihre Beantwortung wird dem absolutistischen Machtstaat entzogen.<sup>35</sup>

Diese Freiheit und Unabhängigkeit des Geistes macht sich Bayle zum Thema, und er selbst ist es, der mit seinem Leben und seinem Werk für die geistige Freiheit einsteht, deren Wege und Irrwege, deren Siege und Niederlagen, deren Glück und Verheißungen er in den historischen Figuren nachzeichnet. Bei Bayle konnte Winckelmann die Gegenargumente zum Atheismusvorwurf seines Theologieprofessors Lange lesen, der 1624 im Namen der gesamten Theologischen Fakultät, wie auf dem Titelblatt vermerkt, Wolf, um es logisch auszudrücken, der *contradictio in se* anklagt hatte: „das Systema Wolffianum“ rede der „Atheistery“ das Wort: „sonderlich darinne, daß es die Atheisten für sonderlich kluge Leute, und den atheismus der Moralität und Tugend=Lehre an sich selbst für unschädlich hält“ und daraus folgere, daß der „atheismus für sich selbst“ nicht „zum bösen Leben führe“.<sup>36</sup>

Winckelmann nimmt das Angebot Bayles im vollen Umfange wahr, er exerziert Artikel über antike Städte, über Franziskanermönche, über die Hure Lais aus Sizilien, über Lamia, des Neptuns Tochter, über stoische Philosophen, über Ärzte, über antike Schriftsteller, über Aristoteles wie über Plotin, über Patriarchen wie über Päpste, über Ketzer wie über Theologen, über neuere Staatsmänner wie über Geheimagenten, über Spinoza wie über Thomas Hobbes. Winckelmann hat einen Nachholbedarf an Wissen und methodischem Rüstzeug, und in Bayles Lexikon, diesem „außergewöhnlichsten Spiegel der großen Ideen des Jahrhunderts“ („le plus

<sup>34</sup> Wie Anm. 33, S. 66-67.

<sup>35</sup> Vgl. Panajotis Kondylis: Die Aufklärung im Rahmen des neuzeitlichen Rationalismus, S. 130.

<sup>36</sup> Joachim Lange: Bescheidene und ausführliche Entdeckung / Der falschen und schädlichen Philosophie in dem Wolffianischen Systemate Metaphysico / Von / Gott, der Welt, und dem Menschen [...] Auf Gutbefinden der sämtl. Theologischen Fakultät in Halle. Halle 1724, S. 211.

extraordinaire miroir des grandes idées du siècle“)<sup>37</sup>, Ideen allerdings, die auch die Ideen der Antike widerspiegeln. Ernst Cassirer bemängelt, daß es in Bayles „Wörterbuch“ der „Neben-Ordnung“ wegen „keine Hierarchie der Begriffe, keine deduktive Ableitung des einen aus dem anderen“ gebe; er verfare „nirgends nach einem festen methodischen Plan, der den einzelnen Inhalten ihre Grenzen zuweist“; „die Kenntnis des Einzelnen führt nicht zur Erkenntnis, zum wahrhaften Verstehen des ganzen, sondern macht vielmehr jede Hoffnung auf ein derartiges Verständnis zunichte“. Zugleich liest Cassirer bei Bayle, daß „das Historische zu einer anderen ‚Gattung der Gewißheit‘ (genre de certitude), als das Mathematische“ gehöre, Cicero „metaphysisch gewisser“ sei als irgendein Gegenstand, den die reine Mathematik definiere. Dialektisch, und das heißt ganz im Sinne Bayles, sieht er Bayle vor dem Vergessen gerettet, denn es ergebe sich aus „eben dieser Auflösung und Zerschlagung [!] der geschichtlichen Welt bei Bayle zuletzt eine neue, positive und höchst fruchtbare Gesamtkonzeption“. Das Getrennte „kristallisiert sich um einen festen Mittelpunkt“. Dieser Mittelpunkt sei „das Sein der ‚Tatsache‘“, das ihm „vor allem methodisch zum Problem wird“. Bayle „will den Weg frei machen, der erst zu einer ‚Wahrheit von Tatsachen‘ hinführen kann“ - wie Cassirer im Tone Leibnizens spricht. Cassirer wirft Bayle eigentlich einen ungezügelter Eklektizismus vor, der über die Kriterien seiner Auswahl keine Rechenschaft geben kann, vor der Stoffmasse kapituliert und den „Trümmerhaufen“ nicht ordnen kann. In der Dialektik von Tadel und Lob kann Cassirer Bayle seine Verdienste nicht recht zugestehen, die sich wie in innerer Notwendigkeit ergeben, wenn sich einer dazu aufmacht, den „reinen Begriff des Tatsächlichen“ zu erfassen.<sup>38</sup>

Fast zur selben Zeit, wie Bayle sein Lexikon verfaßte, schrieb Gottfried Arnold sein für die deutsche theologiekritische Frühaufklärung wichtiges Werk „Unpartheyische Kirchen- und Ketzer-Historien vom Anfang des Neuen Testaments bis auf das Jahr Christi 1688“<sup>39</sup>, ein Werk, das der Theologiestudent Winkelmann wohl auch in der Hand gehabt haben dürfte. In seiner „Vorrede“ (Punkt 38) ermahnt Arnold den „historikus“, daß er „in dem lichte des H[eiligen] Geistes auf solcher äusserlichen dinge grund und ursprung genau acht habe“, wenn er es schließlich auch Gott anheimstellt, „daß die warheit allerseits ans licht gebracht“ werde (Punkt 52).

<sup>37</sup> Paul Dibon: Rédecouverte de Bayle. In: Pierre Bayle. Le Philosophe der Rotterdam. Etudes et Documents. Hrsg. von Paul Dibon. Paris 1959, S. VII-XVII, S. XV.

<sup>38</sup> Ernst Cassirer: Die Philosophie der Aufklärung. Tübingen 1932, S. 270-274.

<sup>39</sup> Die erste Auflage erschien in zwei Bänden 1699 und 1700; hier zitiert nach der verbesserten und vermehrten Auflage, Schaffhausen 1740; der neue Herausgeber (ungenannt) begründet die Neuausgabe damit, die Thorheiten der Menschen, v. a. die Intoleranz der Christenmenschen untereinander zu beseitigen: „Es ist eine der grösten menschlichen thorheiten, wenn man in religions- und gewissens-sachen einen andern just nach unserm begriff haben will, und den, der nicht dencket, wie ich dencke, und sich eben denselben begriff machen kan, gleich zum ketzer machet, oder ihm sonst ehrenrührige, verächtliche und verhaßte nachmen gibt; da doch schwerlich unter so viel tausend menschen zwey gefunden werden, die in allem einerley begriff von Gott, göttlichen Dingen, seinen führungen mit den menschen, von der wahrheit und lügen [...] haben.“ (Vorrede a 3.)



Der Eigenanteil an der Wahrheitsvermittlung besteht für den Historiker darin, dem Leser den Zugang zu allen Quellen zu ermöglichen. Arnold kann von sich behaupten, er habe „erst die historien aus ihren wahren fontibus mit reinem unpartheyischen gemüth selbst gefasset“ (Punkt 10). Das „unpartheyisch“ meint hier im dogmatisch-religiösen Bereich nicht Distanz zur biblischen Offenbarungswahrheit, sondern das Veröffentlichen von historischen Quellen, das Öffentlichmachen historischer Quellenarbeit ohne zensierendes Beschränken des historischen Materials; dieses Freilegens der Quellen wegen wurde er, und ebenso Bayle, angegriffen, da den Gegner aus Erzeugnissen von „Secten“ zitieren bedeutet, Partei für ihn zu ergreifen: „Wollte jemand erinnern: Man hätte doch dies oder jenes von einer oder andern parthey verschweigen können, oder müssen, wo man sich unpartheyisch auführen wollen, so ist die antwort, daß eben dieser vorsatz der unpartheylichkeit hauptsächlich erfordere, nichts, was zum gantzen begriff der historischen warheit dienet, auszulassen, zu bemänteln, zu verdrehen oder verkehren.“ (Punkt 29.) Und um den Beifall von der für ihn falschen Seite abzuwehren bzw. um die dogmatischen Kritiker zu beschwichtigen, schließt er eher rhetorisch als ausgrenzend seine Vorbemerkungen, „dannhero der autor mit keinem vernünftling jemals gemeinschaft haben kan“ (Punkt 54), denn gerade diesem hat er für sein kritisches ‘Vernünfteln’ neue Quellen eröffnet.

Bayle löst den Historiker aus der Verpflichtung, die historische Wahrheit in seinen Darstellungen letztlich Gott anheimzustellen. Das Gottvertrauen ermöglicht bei Arnold allerdings auch die Begründung, daß der Historiker den Effekt der Verführung, der bei der Lektüre von Ketzer- und Sektentexten entstehen könnte, nicht zu verantworten hat, er sie „ohne beysorge der verführung“ (Punkt 29) veröffentlichen könne, da Gott Herr über die sich ausbreitende Wahrheit sei. Historische Gewißheit ist für Bayle jedoch kein von Gott verliehenes Privilegium an auserwählte Historiker. Die Unzulänglichkeit des menschlichen Erkennens bezieht sich auf Religiöses, auf Metaphysisches; um so mehr muß der Historiker die Wahrheit in den Menschendingen finden. Den Atheisten Moralfähigkeit, und das heißt letztlich auch Politik- und Staatsfähigkeit, zuzugestehen zieht einen klaren Trennungstrich zwischen metaphysischer und weltlicher Wahrheit.

Die historische Wahrheit über die Dinge der Menschen muß erstritten und gegen die Trägheit des Denkens, gegen die innere Unfreiheit und gegen äußere Anfeindungen verteidigt werden. Bayle fordert vom Historiker die selbstverantwortliche, die „vollkommene Aufrichtigkeit“ („probité achevée“) sich selbst und den geschichtlichen Fakten gegenüber; dem Historiker sei „ein redliches Gewissen, und ein vollkommen rechtschaffenes Wesen nöthig“ („la droiture de conscience, & une parfaite probité“). Die Begründung für diese notwendigen, moralischen Qualitäten des Geschichtsschreibers liegt darin, daß „die Wahrheit die Seele der Historie ist“ („la vérite étant l’ame de l’Histoire“). Es ist ein philosophisch-pragmatischer Grundsatz, daß die Wahrheit und Tugend wesenhaft aneinander gebunden sind, daß nur

der die Wahrheit finden kann, der auch tugendhaft ist.<sup>40</sup> Bayle führt eine ganze Liste der Untugenden von Historikern auf: Verblendung durch Vorurteile, Arglist, den „Widerwillen des Volkes“ („l’indignation du peuple“), genauer, „viel graduierter und vornehmer Personen“ („bien des personnes graduées & titrées“) scheuen, Lügen verbreiten, „zum Vorteil der eigenen Religion, und seiner allerzärtlichsten Freunde“ („à l’avantage de votre Religion & de vos plus tendres amis“) oder „zum Nachtheile einer gottlosen Secte, und seiner unversöhnlichsten Feinde“ („au desavantage d’une Secte impie & de vos plus implacables persécuteurs“) schreiben, unter „Auslassung oder Hinzusetzung gewisser Umstände, welche den Leuten entweder zur Entschuldigung oder Last dienen können“ („la suppression ou l’addition de certaines circonstances qui peuvent servir ou disculper les gens“). Und schließlich sollte man sich fragen, „ob der Verfasser ein ehrlicher [...] ein aufgeblasener und ehrsüchtiger Mann“ („si l’Auteur est honnête homme [...] un homme vain, & ambitieux“), ob er „ruhmredig“ („qui a de la vanité“) ist oder nur auf die Belustigung der Leser zielt.<sup>41</sup>

Die „Gesetze der Historie“ („les loix de l’Histoire“), die Statuten der Geschichtswissenschaft verlangen, und dies trägt Bayle im Pathos der erstrittenen, humanistischen Selbstgewißheit vor, daß der „Historienschreiber [...] alle Regung der Schmeicheley, und allen Trieb zur Verleumdung ablegen, und sich, so viel als ihm möglich ist, in den Zustand eines Stoikers setzen soll, welcher von keiner einzigen Leidenschaft bewegt wird. Er muß [...] auf nichts, als den Nutzen der Wahrheit aufmerksam seyn, und diesem die Empfindlichkeit einer Beschimpfung, das Andenken einer Wohlthat, und die Liebe seines Vaterlandes selbst aufopfern. Er muß vergessen, daß er aus einem gewissen Lande ist, daß er in einer gewissen Gemeinschaft erzogen worden, daß er diesen oder jenen sein Glück zu verdanken hat.“ Ja, er sei „ohne Vater, ohne Mutter und ohne Stammbaum. Wenn man ihn fragt: Wo bist du her? So muß er antworten: Ich bin weder ein Franzose, noch ein Deutscher, weder ein Engländer, noch ein Spanier, u.s.w. ich bin ein Einwohner der Welt, ich bin weder in des Kaisers, noch in des Königs von Frankreich Diensten, ich bin nur in dem Dienste der Wahrheit“. („[...] un historien [...] doit se dépouiller de l’esprit de flatterie, & de l’esprit de médisance, & se mettre le plus qu’il lui est possible dans l’état d’un Stoicien qui n’est agité d’aucune passion. [...] il ne doit être attentif qu’aux intérêts de la

<sup>40</sup> Vgl. Antonius Gvilielmus Amo Afer, Student, Doktor der Philosophie, Magister Legens an den Universitäten Halle, Wittenberg, Jena 1727-1747. Übersetzung seiner Werke. Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Halle 1965; darin: Anton Wilhelm Amo, Afrikaner aus Guinea, Magister der Philosophie und Freien Künste: TRAKTAT von der KUNST nüchtern und sorgfältig ZU PHILOSOPHIEREN für seine akademischen Vorlesungen eingerichtet. Mit einem Anhang [...] Halle 1738. Bestimmte Definitionsmerkmale der Philosophie lassen sich leicht auf die Historie, die weltlichen Dinge, die der Philosophie unterstellt sind, übertragen: „Da [...] die Philosophie nichts anderes ist als die Weisheit, die Weisheit eine Tugend, die Tugend aber ständige Übung der erkannten Wahrheit, so lautet die Definition der Alten, die Philosophie sei die Wissenschaft von den göttlichen und menschlichen Dingen“ (S. 126); „der Zweck der Philosophie ist die moralische Vollkommenheit“ (S. 128).

<sup>41</sup> Wie Anm. 1, Bd. 4, Art. Remond, S. 46-49, S. 48, frz. Ausg. S. 45-48, S. 47.



verité, & il doit sacrifier à cela le ressentiment d'une injure, le souvenir d'un bienfait, & l'amour même de la patrie. Il doit oublier qu'il est d'un certain Païs, qu'il a été élevé dans une certaine Communion, qu'il est redevable de sa fortune à tels & à tels", „un historien [...] est [...] sans père, sans mere, & sans généalogie. Si on lui demande, D'où êtes vous? il faut qu'il réponde, Je ne suis ni François, ni Allemand, ni Anglais, ni Espagnol [...]: je suis habitant du monde, je ne suis ni au service de l'Empereur, ni au service de Roi de France, mais seulement au service de la Verité.“) Die Erkenntnis der Wahrheit verhilft dem Historiker zur Autonomie, ja sie zwingt ihn zur Autonomie, da die Wahrheit keines Herren bedarf. Des Historikers einzige Verpflichtung sei, „die Sachen vorzustellen, wie sie gewesen sind“ („son obligation unique a été de représenter les choses comme elles étoient“).<sup>42</sup>

Bayle, der ansonsten so akribisch mit seinen Quellen umgeht, nennt bei den eben zitierten Charakterisierungen des Historikers seine Bezugsquelle nicht. Als Plagiat kann man dieses Vorgehen wohl nicht bezeichnen, denn die Quelle, der antike Autor, der über eben diese Wahrheitsfrage nachgedacht hat, war dem gelehrten Leser und dem „weiland Professor der Philosophie und Historie“ (Titelblatt) noch mehr bekannt (nach Auskunft des Registers zitiert Bayle ihn dreimal und kritisiert seine Gottesvorstellung). Es ist Lukian von Samosata (um 120-180 n. Chr.), der mit seiner Schrift „Wie man Geschichte schreiben soll“ zum humanistischen Bildungsgut gehörte und in vielfacher Weise eine eigenständige Rezeption hatte, die bis in die vorkarolingische Zeit reicht. Allerdings standen zwei seiner Dialoge „auf dem ersten Verzeichniss der verbotenen Bücher, welches die Inquisition zu Venedig 1554 aufsetzte“, und „die Jesuiten schlossen ihn ganz aus den Schulen aus“.<sup>43</sup> So erweisen sich die Übernahmen aus Lukian wie eine diskrete Huldigung an einen Historiker, dem sich Bayle in dieser Hinsicht wesensverwandt fühlt, wenn sich Lukian auch in seinen „geschichtstheoretischen Äußerungen auf längst vorgezeichneten Bahnen“ bewegt<sup>44</sup>, Bayle also zumindest ausführlicher Lukians Quellen hätte zitieren können.

Lukian fordert im Tacitus-Ton, ansonsten bezieht er sich vorwiegend auf die griechische Historiker-Tradition, vom Geschichtsschreiber, er solle sich in seiner Darstellung „weder von Haß noch von Zuneigung, weder von schonender Rücksicht, noch von Mitleid leiten lassen“, er sei ein Geschichtsschreiber, „der in seinem Werk ein Fremdling und ein Mann ohne Vaterland ist, unabhängig und keinem König untertan, und der keine Rücksicht darauf nimmt, was der eine oder andere denkt, sondern nur berichtet, was sich zugetragen hat“.<sup>45</sup> Lukian nennt zwei notwendige Grundhaltungen für die richtige „Gesinnung des Geschichtsschreibers“: „Freimut und Wahrheitsliebe“ (151). Der Geschichtsschreiber muß „innerlich unabhängig“ sein, darf „niemanden fürchten“, vergleichbar dem Richter, diese Analo-

<sup>42</sup> Wie Anm. 1, Bd. 4, Art. Usson, S. 492-497, S. 495-496, frz. Ausgabe, S. 483-488, S. 486.

<sup>43</sup> Richard Förster: Lucian in der Renaissance. In: Archiv für Literaturgeschichte 14 (1886), S. 337-363, S. 354 f.

<sup>44</sup> Gert Avenarius: Lukians Schrift zur Geschichtsschreibung. Meisenheim 1956, S. 166.

<sup>45</sup> Lukian: Wie man Geschichte schreiben soll. Griechisch und Deutsch. Hrsg. von H[elene] Homeyer. München 1965, S. 149; im folgenden werden die Seitenangaben aus Lukians Schrift hinter das Zitat in Klammern gesetzt.

gie sieht auch Bayle, der sich „bei der Urteilsfällung von Gunst und Feindschaft“ freihalten muß, er darf sich durch die Mächtigen „nicht einschüchtern“ lassen (143), er sei „furchtlos, unbestechlich, unabhängig, ein Freund der freimütigen Rede und der Wahrheit“ (147). Diese seiner selbst sichere Wahrhaftigkeit erst ermöglicht den Zugang zur Wahrheit und gibt dem Historiker auch die Kraft, sein „eigentliches Ziel“ zu erreichen, „nämlich die Wahrheit aufzudecken“ (107). Den Geschichtsschreiber darf es nicht kümmern, wenn sich ein Herrscher „gekränkt fühlen“ sollte, „er soll den König genau so wie er war zeigen“ (143).

Für Lukian ist das zentrale Problem in der Geschichtsschreibung die moralische Integrität, die Wahrheitsliebe des Historikers; er beschreibt eindringlich die Kluft zwischen der Vereinnahmung des Historikers durch den Herrscher, zwischen der Anbiederung an den Herrscher durch „Schmeichelnkünste“ (109) und der moralischen Verpflichtung, der Wahrheit, wie er emphatisch sagt, zu „huldigen“. Die Kluft wird um so deutlicher, je mehr sich die Forderung nach Wahrheit mit der Forderung nach des Historikers Tugend verbindet. Im Griechischen ist der Sinn von Wahrheit schon im Wort evident: die Wahrheit ist das Unverborgene. Gelingt es dem Historiker, das Blickfeld auf die Wahrheit von allen Hindernissen zu befreien, und das gelingt ihm durch seine Tugenden, dann eröffnet sich ihm die Wahrheit, die allenfalls noch „aufzudecken“ ist. Es bedarf gewiß des akribischen Nachforschens (153), der Aussonderung von Unglaubhaftem und Gefälschtem (121 f.), es bedarf eines angeborenen Verständnisses für politisches Geschehen und auch einer erlernbaren Darstellungsgabe (139 f.); mit einem „Blick für das Wichtige“ (137), in „klarer und sachlicher Sprache“ (151) bedient sich der Historiker der Rhetorik, deren persuasive und parteiliche Funktion er in den Dienst der Wahrheit und Tugend stellt.

Die einfachste philosophische Definition von Wahrheit ist die Übereinstimmung der Erkenntnis mit dem erkannten Ding. Lukian vergleicht diesen Zusammenhang mit einem Spiegel; in der „Aufnahmebereitschaft“ des Historikers kommen das erkennende Subjekt und das Erkannte in Übereinstimmung; die Relativierung liegt in „Aufnahmebereitschaft“, das Ziel aber ist formuliert: „Vor allem aber soll seine Aufnahmebereitschaft einem klaren, glänzenden und ein Bild scharf zurückwerfenden Spiegel gleichen: so wie er die Geschehnisse aufnimmt, genau so soll er sie zeigen, in keiner Weise entstellt, verblaßt oder verzerrt.“ (155.) Sind sich die beiden Pole Subjekt und Objekt nahe genug, kann, so die optimistische Auffassung, Wahrheit, das verbale Abbild von Wahrheit entstehen. Lukian faßt das Ferne, das Objektive in eine Metapher, die den Geschichtsschreiber in olympischen Höhen sieht, womit auch die Unmöglichkeit der vollen Realisierung eingestanden wird. Der Geschichtsschreiber gleiche dem „homerischen Zeus“, der den terrestrischen Unzulänglichkeiten des Beobachtens, des Erkennens enthoben sich hier- und dorthin wendet, so daß sich die Ereignisse dem prüfenden Blick nicht entziehen können, er „beide Seiten beobachten“ und „alles, was geschieht, gerecht wie auf einer Waage wiegen und stets überall dabei sein“ (153 f.) kann.



Winckelmann, der sich mit Bayle ganz auf die Geschichte konzentrieren wollte („Mein Hauptwerk muß die Geschichte sein“<sup>46</sup>), hätte „in seiner Lage [...] keinen geeigneteren Lehrer finden können“ als den Grafen Bünau. Bünau war damals „neben [Johann Jacob] Mascov der bedeutendste Historiker“<sup>47</sup> in Deutschland bzw. „der führende Vertreter der Reichshistorie“<sup>48</sup>. Winckelmann wußte, daß er mit seinem Bayle-Bekenntnis Bünau in dessen programmatischem Verständnis von Geschichte als Gleichgesinnten ansprechen konnte.

In der Einleitung zu Bünaus „Reichsgeschichte“ finden sich in den methodologischen Hinweisen und moralphilosophischen Einlassungen ähnliche Bemerkungen zur Wahrheit in der Historie wie bei Lukian, bei Bayle, wie bei Thomasius, wie auch bei Leibniz. Daß die auf ein Monumentalwerk angelegte Reichshistorie nicht vollendet werden konnte, liegt auch daran, daß die hohen Ansprüche, z. B. auch eine Geschichte des Volkes zu schreiben und den anthropologischen Aspekt von Geschichte, nämlich „die Erkenntnis des menschlichen Lebens“<sup>49</sup>, im sich verändernden historischen Kontext zu erläutern, sich nur schwer oder nur oberflächlich mit einer Reichsgeschichte verbinden oder gar vereinbaren lassen. Winckelmann selbst versucht, Bünaus Programmatik bestätigend und in Konkurrenz zu ihr, mit seinen „Gedanken vom mündlichen Vortrag der neueren Geschichte“ ein „besonder Systema [zu] entwerffen“.<sup>50</sup> Er benützt auch weiterhin eifrig Bayle und exzerpiert seine Bayle-Exzerpte, während er an seiner „Nachahmungsschrift“ arbeitet.

Welche Hilfe konnte ihm Bayle geben, über die intensiven Lehrstunden in Philologie, in Quellenkritik, im Zusammenbringen des Alten mit dem Neuen, über die Unterrichtung in wissenschaftlicher Methode und wissenschaftlichem Ethos hinaus, seine Studien über das griechische Altertum vor allem auf die Kunst zu lenken, oder führte das Denken mit Bayle, diese Denkschulung zur Konsequenz, sich in der Suche nach Freiheit und der Realisierung von Wahrheit der antiken Kunst zuzuwenden?

Ludwig Feuerbach beginnt seine Abhandlung über Bayle u. a. mit kunsttheoretischen Reflexionen über das „wahre Kunstwerk“ in seinem Verhältnis zur Religion, insbesondere zum Katholizismus. Das, was erst in der Aneignung der Bayleschen Gedanken zum Thema werden kann, ist für Feuerbach einer der „interessantesten Momente“ Bayles „für die Geschichte der Philosophie und Menschheit“. In diesem Weiterdenken Bayles durch Feuerbach, im Hingeführtwerden zur Kunst, zur Kunst als dem Ausdruck von Freiheit, mag umschrieben sein, zu welcher Erkenntnis Bayle Winckelmann verholfen, mit verholfen hat:

<sup>46</sup> Wie Anm. 3, Bd. 1, Nr. 37, An Unbekannt (Entwurf) 1746, in Hadmersleben geschrieben.

<sup>47</sup> Horst Rüdiger: Winckelmanns Geschichtsauffassung. In: *Euphorion* 62 (1968), S. 69-116, 102.

<sup>48</sup> Wie Anm. 19, Seeba, S. 307.

<sup>49</sup> Heinrich von Bünau: *Genau und umständliche Teutsche Kayser und Reichshistorie*. Aus den bewährtesten Geschichtsschreibern und Urkunden zusammengetragen. 4 Bde. Leipzig 1728, 1732, 1749, 1743, Bd. 1, Einleitung, S. A 2 Verso.

<sup>50</sup> Wie Anm. 3, Nr. 81, an Uden, 3.3.1752; vgl. hierzu vom Verfasser: *Aspekte zu Voltaires und Winckelmanns Auffassung von Geschichte und Mythologie*. In: *Cahier d'Études Germaniques. Mythe et Identité dans la littérature de langue allemande*, Nr. 26 (1994), S. 21-30.

„Was ein wahres Kunstwerk ist, gehört keiner Kirche, keiner besonderen Religion mehr an. Das wahre Kunstwerk ist ein Vereinigungspunkt der gesamten Menschheit.“ „Die Kunst ist nur Kunst, wo sie sich *Selbstzweck*, wo sie absolut frei, sich

selbst überlassen ist, wo sie keine höheren Gesetze kennt als ihre eigenen, die Gesetze der Wahrheit und Schönheit.“<sup>51</sup>

<sup>51</sup> Ludwig Feuerbach: Pierre Bayle. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Menschheit. Berlin 1967 (= Ludwig Feuerbach: Gesammelte Werke. Hrsg. von Werner Schuffenhauer, Bd. 4), S. 12.